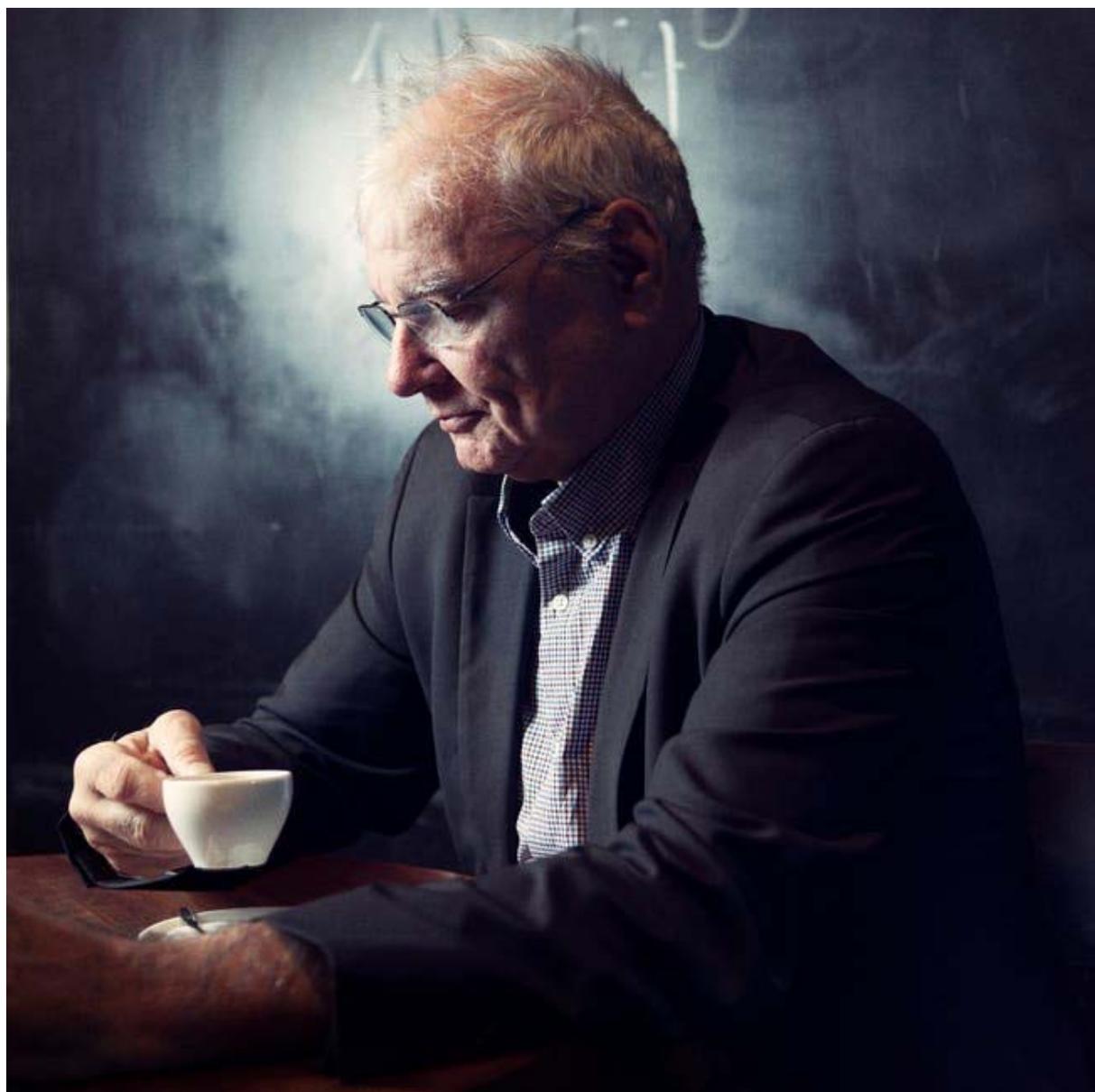


# Das Absteigerleben des Daniel Vischer

**Er wollte eine Revolution, dann wurde er Anwalt und Nationalrat. Vier Jahre nach dem Tod des Basler Politikers erscheinen seine Memoiren.**

Samuel Tanner 19.06.2021, 21.45 Uhr



**«Freilich nur für «schummrige» Leute»: Daniel Vischer 2014 in der «Espressino»-Bar im Zürcher HB.**

Tanja Demarmels / 13 Photo

Daniel Vischer kam aus der Oberwelt und befreite sich, indem er in die Unterwelt hinabstieg. Im Jahr 1950 wurde er in Basel als Nachkomme von vier Aristokratenfamilien geboren: der Vater ein Vischer, die Mutter eine Sarasin, die eine Grossmutter eine Staehelin, die andere

eine Christ. Diese Familien gehören in Basel zum «Daig», zur alten Elite. Sie prägen bis heute den protestantischen Geist der Stadt. Man hat, aber man zeigt es nicht. Man gibt, aber man spricht nicht darüber.

Es hätte ein vorgezeichnetes Leben werden können, aber Daniel Vischer spürte die Enge schon mit vier, fünf Jahren: «Für mich war der Karfreitag (. . .) der Tag, an dem mich Todesangst überkam. (. . .) Seit damals begleitet mich das Gefühl, ständig der Rache Gottes ausgeliefert zu sein, inzwischen längst zutiefst verinnerlicht, ein Leben lang», schreibt er in seinen Memoiren. Er fürchtete sich vor den inneren Zwängen, dem ewigen Karfreitag der Oberwelt.

«Normal wäre gewesen», schreibt Vischer, «dass ich einmal im Anwaltsbüro meines Vaters landen würde.» Im Alter von neunzehn Jahren trat er aus der Kirche aus. Und die Kirche ist auch eine Metapher. Daniel Vischer wurde ein linker Flaneur, er ging nach Zürich: in die Unterwelt.

Sein Lieblingsort in Zürich wurde die «Espressino»-Bar im Shopville des Hauptbahnhofs, unter der zentralen Rolltreppe gelegen, wie Vischer schreibt: «Sie taugt freilich nur für «schummrige» Leute, da von Tageslicht nichts zu sehen ist.» Hier las er morgens die Zeitung und abends zum Apéro in einem neuen Buch, das er schräg gegenüber in der Buchhandlung Barth gekauft hatte.

Dazwischen kam er vorbei, wenn er nach Bern musste, wo er zwölf Jahre lang für die Grüne Partei im Nationalrat sass. «Hier trifft man niemand Bekanntes», schreibt Vischer über die «Espressino»-Bar, «bekannt sind nur die Serviertöchter und Kellner.» Die dunkle, grell beleuchtete Unterwelt des Hauptbahnhofs verströmte jene pessimistische Heiterkeit, die zu seinem Lebensgefühl gehörte.

## Kein Gangster

An diesem Ort erzählte er im Frühsommer 2014 einem Journalisten der «Basler Zeitung», dass er an seiner Autobiografie schreibe: «Es ist mir weniger ein Bedürfnis, eine Geschichte zu erzählen, als etwas zum Abschluss zu bringen.» Über Jahre versuchte Vischer, seinem Leben eine Form zu geben, die es vielleicht gar nicht hatte. Das Buch endet nun mit einer Beschreibung der Fussball-Weltmeisterschaft von 2012, fünf Jahre vor seinem Tod. Er war nicht mehr fertig geworden.

Daniel Vischer starb im Januar 2017 nach langem Krebsleiden. Kurz nach seinem Tod sollten die Memoiren in einem Verlag erscheinen – aber das Projekt kam nicht zum Abschluss. Vier Jahre später erscheinen sie doch noch, Vischers Sohn hat Entwürfe und unvollendete Manuskripte zusammengesetzt und gekürzt.

Das Buch zeigt, fast nebenbei, wie sehr es der Schweizer Politik an Menschen fehlt, die nicht nur einen Lebenslauf, sondern auch ein Leben haben. Vor allem zeigt es aber, was ein Leben – und auch ein «Absteigerleben» (Selbstbeschreibung Vischer) – erinnerungswürdig macht: Umwege, Irrwege, Abwege.

Die initiale Zeit im Leben von Daniel Vischer muss die zweite Hälfte der sechziger Jahre gewesen sein, die er zuerst am liebsten am Flipperkasten oder im Kino verbrachte. «Persönlich wollte ich einfach durchs Leben gehen wie Belmondo im Film. Freilich wäre ich viel zu feige und angepasst gewesen, um selbst Gangster zu werden», schreibt Vischer. Er

lebte einem «existenzialistischen Grundgefühl der Vergeblichkeit allen Handelns» nach – bis er, als spätzündender Achtundsechziger, in die politischen Turbulenzen dieser Zeit geriet.

Vischer steht für die vielleicht erste Generation von Linken, die nicht aus persönlicher Not links waren, sondern weil sie es konnten. Und Vischer ist reflektiert genug, um das zu sehen: «Die bürgerlich-elterliche Absicherung blieb, das Unten beschränkte sich weitgehend auf den intellektuellen Diskurs.» Auch wenn «eine gewisse innere Faulheit» mitentscheidend dafür war, dass er den «bürgerlichen Karrierepfad» nicht betrat, ging es ihm eher darum, dort zu sein, wo sich «das wesentliche Leben» abspielte.

## **Im Theater bei Düggelin und Dürrenmatt**

Daniel Vischer war nicht auf einem Karriereweg unterwegs, er machte «einen Abstecher» ans Basler Theater von Düggelin und Dürrenmatt, wo er als Leiche begann und als glückloser Regieassistent endete – dem, im realen Leben, schliesslich auch noch von einem Schauspieler die Freundin ausgespannt wurde. Er ging in die Politik, in die Poch (Progressive Organisationen der Schweiz), und wurde Berufsfunktionär im Dienst einer Revolution, die nie kommen sollte.

In Vischers Beschreibung dieser Zeit liegt einer der Gründe: Alles war unfassbar kompliziert. Die Poch war eine marxistisch-leninistische Organisation, die sich an unzähligen Sitzungen auf eine Generallinie einigen und von anderen linken Splittergruppen distanzieren wollte («Vor allem habe ich die Trotzlisten nie für die grossen Intellektuellen gehalten wie sie sich selbst»).

Vielleicht kann man den Erfolg der Bürgerlichen und den Misserfolg der Linken in jener Zeit so verdichten: Trafen sich zwei Bürgerliche, freuten sie sich, einen Bürgerlichen zu sehen. Trafen sich zwei Linke, fragten sie sich: «Wie links bist du eigentlich?»

Vischer hoffte zwar auf die Revolution, aber er glaubte nicht wirklich daran.

Vischers Memoiren sind je persönlicher, desto interessanter. Je politischer sie sind, desto eher sucht nicht nur Vischer, sondern auch sein Text nach einer Generallinie.

Es ist ein Leben in Widersprüchen: Der Rechtsstaat galt als suspekt, «denn Rechtsstaat hiess nichts anderes als die Scheinlegitimität bürgerlicher Herrschaft». Aber die Poch ging dennoch vor Gericht. Vischer hoffte zwar auf die Revolution, aber er glaubte nicht wirklich daran. Er schreibt: «Wie genau eine revolutionäre Umwälzung bei uns verlaufen könnte, blieb ausserhalb unserer gedanklichen Reichweite.»

Letztlich, schreibt er, habe man funktioniert wie jede andere Partei: Es ging darum, die eigenen Milieus für die Wahlen mobilisieren zu können und innerhalb der Partei eine gute Zeit zu haben. «Der Wille zur Generalliniendiskussion wäre ohne mindestens die entfernte Möglichkeit auf ein sexuelles Abenteuer bald erloschen.»

## **Nordkoreanischer Untergrund**

Vischer ging nach Kuba, um für die Poch «internationale Beziehungen mit der dritten Welt» zu knüpfen. Er war Handlanger auf einer Schulhausbaustelle und pflückte Beeren für die

kubanische Revolution. Vischer: «Die ganze Veranstaltung glich eher einem multikulturellen Pfadfinderlager.»

Jahre später reiste er für den vierzigsten Jahrestag von Nordkorea nach Pjongjang. Unter Vischer taten sich Abgründe auf: Als er eine Untergrund-Bahnstation besichtigte, stand er vor einer überlebensgrossen Marmorsäule von Kim Il Sung, «es sah aus wie in einem unterirdischen Tempel», aber die U-Bahn war «derzeit ausser Betrieb», wie ihm gesagt wurde. Kulissen-Kommunismus.

In diesen Passagen seiner Memoiren – wieder handeln sie von Unterwelten – wirkt Daniel Vischer, als habe er die weiten Umwege und Abwege gesucht, um den vorgezeichneten Weg seiner Herkunft zu umgehen. «Ich hasse Sieger», schreibt er.

Im Jahr 2001 wurde Vischer als Gewerkschafter des Luftverkehrspersonals bekannt: Mit dem Grounding der Swissair und der alten Schweiz erlebte er doch noch eine Revolution. Er war inzwischen Anwalt geworden, doch noch. Und nun, im Alter von dreiundfünfzig Jahren, wurde er Nationalrat für die Grünen, denen er nach dem Untergang der Poch beigetreten war. Doch noch.

Anwalt und Nationalrat. Daniel Vischer war am Ende seines Lebens, nach Abwegen und Irrwegen (die anfängliche Ablehnung des Rechtsstaats, Boykottaufrufe gegen israelische Produkte) doch noch an dem Punkt angekommen, der für einen Vischer von Anfang an ein Ziel hätte sein können.

Vielleicht sähe einer wie Daniel Vischer das als Niederlage, bestimmt sieht einer wie er die Pointe.

Daniel Vischer: Eckdaten - Linke Politik und rechter Fussball. Edition 8, Zürich 2021, 240 S., 32 Abb., Fr, 24.-.